

Dr. Rudolf Woderich

Ostdeutsche Identitäten zwischen symbolischer Konstruktion und lebensweltlichem Eigensinn

(Schriftfassung des Referates auf der Konferenz „The German Road from Socialism to Capitalism“, Harvard University, Centre for European Studies, June 18-20, 1999)

Das Phänomen ostdeutscher Identitätsbildungen erfährt derzeit in sozialwissenschaftlichen Diskursen der Bundesrepublik Deutschland eine gewisse Konjunktur. In mehreren Publikationen und Übersichten hat die soziologische Umfrageforschung das Phänomen der ostdeutschen Identität knapp ein Jahrzehnt nach der deutsch-deutschen Vereinigung entdeckt¹. Ex post wurden jene frühen, bereits empirisch gestützten Überlegungen und Hypothesen bestätigt, die ostdeutsche Sozialwissenschaftler in den ersten Jahren des Transformationsprozesses vorgelegt hatten². Sie fanden im Mainstream der Diskurse nur eine marginale Beachtung, wurden als „Befindlichkeitssoziologie“ diskreditiert und als weitgehend irrelevant abgewiesen. Denn vermeintlich handelte es sich nur um kurzfristige Friktionen und Irritationen, die komplizierten Anpassungsprozessen an neue institutionelle und Regelsysteme geschuldet seien.

Demgegenüber besteht heute in den Diskursen der Profession, die sich auf Datensätze der Umfrageforschung stützen, weitgehend Konsens darüber, daß sich „die Ostdeutschen eine kollektive Identität als Ostdeutsche (auf)bauen“³.

Das Argumentationsmuster ist davon geleitet, daß die Wertorientierungen zwar einem Prozeß der Angleichung unterliegen, in gleichem Maße jedoch die *Selbstidentifikation* der Ostdeutschen und die partielle Distanzierung von den Westdeutschen deutlich angewachsen seien. Die im Transformationsprozeß entstandenen Defizite, Probleme und enttäuschte Erwartungen würden „externalisiert“, also nicht mehr auf das Scheitern des Staatssozialismus zurückgeführt, sondern dem „Partner in der Vereinigung“, den Westdeutschen, zugerechnet. Den als „Selbstaussgrenzung“ resp. „Abgrenzungsidentität“⁴ (H. Meulemann und D. Pollack) definierten Identifikationsprozessen wird zwar ein begrenztes Verständnis entgegengebracht, allerdings sollten die Ostdeutschen auf diesem Wege nicht bestärkt werden: Gewarnt wird vor der „Falle“, in die sie sich begeben könnten, denn Ost-Identität erschwere schließlich „Selbsthilfe und Hilfe“.

¹Vgl. Heiner Meulemann: Werte und Wertewandel. Zur Identität einer geteilten und wieder vereinten Nation, Weinheim 1996. Ders. (Hrsg.): Werte und nationale Identität im vereinten Deutschland, Opladen 1998.

²Vgl. u.a. Jürgen Hofmann u.a.: Zwischen Anschluß und Ankunft. Identitätskonflikte und Identitätssuche der Ostdeutschen auf dem Weg zum Bundesbürger, 1992. Thomas Koch: Von der Renaissance ostdeutschen Wirk- und Selbstbewußtseins, in: Die real-existierende postsozialistische Gesellschaft, Berlin 1994. Rudolf Woderich: Peripherienbildung und kulturelle Identität, in: Raj Kollmorgen, Rolf Reißig, Johannes Weiß (Hrsg.) Sozialer Wandel und Akteure in Ostdeutschland, Opladen 1996

³Heiner Meulemann: Werte und nationale Identität im vereinten Deutschland a.a.O., S. 17

⁴Vgl. Detlef Pollack: Ostdeutsche Identität - ein multidimensionales Phänomen, in: Werte und nationale Identität a.a.O., S. 301-318.

1. Ausgewählte Befunde der Umfrageforschung

Vorauszusetzen ist zunächst, daß das Phänomen ostdeutscher Identitätsbildungen sich als ein konzeptuell nicht gestütztes und nicht erwartetes Resultat der empirischen Umfrageforschung erweist. Die positivistische Umfrageforschung ist auch nicht daran interessiert, den inzwischen attraktiven Gegenstand aus der Hand zu geben oder interdisziplinär zu untersuchen: Sie beharrt darauf, die mit den Mitteln der Umfrageforschung ermittelten Tatsachen auch mit den Mitteln der Umfrageforschung zu untersuchen⁵

Die meisten der gemessenen Wertunterschiede, genauer: Einstellungen, weisen neben einer relativen Stabilität in den neunziger Jahren signifikant auch jene *Regionalspezifik* aus, die dazu berechtigen, von Ost-West-Unterschieden zu sprechen. Zweifel an der Regionszugehörigkeit als dem erklärungskräftigsten Einflußfaktor können auf Grund der methodischen Mittel (Kontrollvariablen) weitgehend ausgeschlossen werden. Die Unterschiede im Vergleich zu Einstellungen in Westdeutschland beziehen sich insbesondere auf die folgenden Positionen (Auswahl). Charakteristisch für die ostdeutsche Bevölkerung sind:

- eine geringere *Akzeptanz marktwirtschaftlicher Prinzipien*;
- die starke Präferenz für *staatliche Vorsorge* gegen existentielle Risiken;
- eine geringere *Akzeptanz sozialer Ungleichheit* sowie eine höhere Skepsis gegenüber den geltenden Standards der *Verteilungsgerechtigkeit*; obwohl gerade diesbezüglich eine beachtliche Annäherung an westdeutsche Einstellungen beobachtet wird;
- eine höhere Wertschätzung *wirtschaftlichen Wachstums* ebenso wie *Arbeit und Leistung* im Vergleich zur westdeutschen Population;
- höhere Erwartungen bezüglich der *Bürgerbeteiligung* (Partizipation) bei politischen Entscheidungen (versus Elitenherrschaft);
- eine andere Motivstruktur, bezogen auf *bürgerschaftliches Engagement*: eine eher hedonistische Prägung in Ostdeutschland (!) gegenüber einer karitativen in Westdeutschland;
- einen deutlich größeren *Technikoptimismus*, der die Autoren der Studie zu der Einschätzung veranlaßt, daß jenes im angelsächsischen Sprachraum als "german angst" ironisierte Phänomen für die ostdeutsche Bevölkerung nicht zuzutreffen scheint⁶.

Wie die Auflistung zeigt, lassen die Unterschiede keine *generalisierenden* Aussagen über einen "cultural lag" der ostdeutschen Population zu. In Abhängigkeit von den Präferenzen der Beobachter wird im Hinblick auf zukunftsfähige Profile und Potentiale sogar partiell von "Vorsprüngen" (H. Meulemann) der ostdeutschen gegenüber der westdeutschen Bevölkerung gesprochen.

⁵Vgl. Heiner Meulemann: Werte und nationale Identität im vereinten Deutschland, Opladen 1998, S. 7.

⁶Vgl. Kai Arzheimer/Markus Klein: Die friedliche und die stille Revolution, in: Oscar W. Gabriel (Hrsg.) Politische Orientierungen und Verhaltensweisen im vereinigten Deutschland, Opladen 1997, 57.

Manche Unterschiede verweisen zwar mit einiger Plausibilität auf sozialisatorische Effekte des Lebens von Generationen unter den Bedingungen des staatssozialistischen Systems (Gleichheitsvorstellungen; staatliche Vorsorge; technikorientierte Ausbildungs- und Berufsstruktur); insgesamt lassen sie jedoch keine definitiven Aussagen über die Erbschaft resp. Hinterlassenschaft des Staatssozialismus zu.

Auffallend ist die heterogene, anscheinend *inkonsistente Struktur* jener Einstellungsunterschiede, die zwar verschiedene Erklärungshypothesen ermöglichen, aber allein aus den Befragungsdaten können eigenständige Musterbildungen nicht erschlossen werden. Zum einen unterliegen Einstellungen und Orientierungen im ostdeutschen Transformationsprozeß im Zeitverlauf logischerweise erheblichen Veränderungen und temporären Schwankungen (die Stabilität bezieht sich auf *Mittelwerte* der Jahre 1990-97 sowie auf relativ deutliche *Abstände* zu westdeutschen Orientierungen, die gleichfalls in Bewegung sind); zum anderen wäre ein alternatives Datenmaterial ebenso geboten wie spezifische konzeptionelle Ansätze. Darauf jedoch verzichtet die Umfrageforschung bereits aus grundsätzlichen Erwägungen: Die zirkuläre konzeptionelle Struktur - die Befunde der Umfrageforschung mit neuen Daten der Umfrageforschung zu erklären - fungiert als strategisches Handlungsprogramm.

Weder das Problem der "inneren Mauer" in Deutschland entlang der alten Ost-West-Demarkation noch die bedeutsamere Frage nach den Kriterien für die erreichte resp. noch herzustellende "innere Einheit" kann auf diese Weise hinreichend aufgeklärt werden. Gleiches gilt für die Frage nach den möglichen *Einflüssen* divergenter Einstellungen und Orientierungen entlang der "West-Ost-Achse" auf Veränderungen der politischen Kultur in Deutschland, die nur im Zusammenhang mit anderen Einfluß- und Wirkungsfaktoren untersucht werden kann und mit den vorgelegten Befunden der Umfrageforschung gleichfalls nicht zu beantworten ist⁷.

Die vorliegende Datenfülle einerseits und deren zumeist konzeptionell schwache Fundierung und Engführung begünstigt eine Forschungssituation, die es ermöglicht, nach persönlichen Präferenzen und der Verortung in tradierten Denkschulen und -richtungen jeweils jene Daten zu selektieren, welche die je eigenen Erwartungen und Vorurteilsstrukturen bestätigen und perpetuieren.

Näher heran an das spezifische Problemfeld ostdeutscher *Identitätsbildungen* führen zweifellos Umfragedaten und Fragestellungen, die sich dezidiert auf nationale oder regionale *Selbstzuordnungen* der ostdeutschen Population beziehen oder auf *Stereotype*, die der eigenen oder "fremden" Gruppe mehr oder weniger stabil zugeschrieben werden.

Entsprechende Analysen von J. Doll, R. Mielke und M. Mentz stützten sich auf Theorien sozialer Identität (Tajfel/Turner), denen zufolge Mitglieder einer *Gruppe* nach positiver sozialer Identität streben, in dem möglichst deutliche Unterscheidungen zu anderen relevanten Gruppen hergestellt werden. Da die angestrebte soziale Identität nur dann positiv ausfalle, wenn die Vergleichsergebnisse zu ihren Gunsten entschieden werden können, streben Gruppen nach *positiver Distinktheit*. Diese ist dann gegeben,

⁷Max Kaase/Petra Bauer-Kaase: Deutsche Vereinigung und innere Einheit 1990-1997, in: Heiner Meulemann (Hrsg.) Werte und nationale Identität im vereinigten Deutschland, S. 251-268.

wenn die Gruppen auf wichtigen Vergleichsdimensionen überlegene Positionen einnehmen können⁸.

Die Analyse von Daten aus den Jahren 1990-1992 führte zu dem Ergebnis, daß das Urteilsverhalten der Westdeutschen als "indirekte Diskriminierung" beschrieben werden kann, da "die Grundlagen für eine Gleichstellung von seiten der Westdeutschen in diesem Zeitraum nicht in gleicher Weise hergestellt wurden". Die Ostdeutschen hatten ihre negativen Selbstwertgefühle alsbald abgelegt, sie beanspruchten nun auch jene Merkmale, die ihnen von den Westdeutschen in wachsendem Maße abgesprochen wurden: Flexibilität, Selbstbewußtsein, Entschlossenheit. Der Anspruch auf eine gleichrangige Statusposition der Ostdeutschen stieß bei den Westdeutschen auf Widerspruch: Die Liste der positiv konnotierten Indikatoren, welche die Westdeutschen nur sich selbst zuschrieben, hatte sich im angegebenen Zeitraum verdoppelt.

Im weiteren Verlauf der Transformation zeigte sich zunächst, daß negative, wechselseitige Zuschreibungen der beiden Gruppen abnehmen, um dann jedoch nach 1996 wieder anzusteigen. Die Tendenz der *Externalisierung* verstetigte sowohl bei den Westdeutschen als auch bei den Ostdeutschen. Die negative Kategorisierung des Fremden und die positive Kategorisierung des Eigenen bilden in beiden Landesteilen die stärkste Kombination von Fremd- und Selbstwahrnehmung, die nun bei den Ostdeutschen noch deutlicher ausgeprägt ist als bei Westdeutschen. Die erneut anwachsenden, externalisierenden "Anti-West-Aussagen" der Ostdeutschen nach 1995 bezogen sich vorrangig auf *wirtschaftliche* Faktoren⁹.

Zu beachten ist, daß die von M. Kaase und P. Bauer-Kaase analysierten Items im Zeitraum von 1992 bis 1997 nicht auf spezifische soziale und kulturelle Eigenschaften und Kompetenzen der jeweiligen Selbst- resp. Fremdgruppe bezogen sind, sondern vorrangig auf *Verhaltensweisen*, die den Prozeß der Einigung selbst betreffen, resp. auf die persönliche Einschätzung politischer Outcomes der Bundesregierung. Insbesondere die Antworten der Ostdeutschen auf die Vorgaben: Ostdeutschland ist nur Absatzgebiet für Westwaren/ im Westen gibt es Leute, die so leben als hätte es keine Vereinigung gegeben/ die Regierung tut zu wenig für die Erhaltung der Arbeitsplätze erreichen 1997 wieder jene kritischen Werte des Jahres 1992 oder gehen sogar darüber hinaus. Zu beachten ist ferner, daß im Verlaufe der zu Grunde gelegten sieben Jahre auch die "selbstkritischen" Einschätzungen der befragten Westdeutschen zu Verhaltensweisen und Leistungen im Vereinigungs- und Aufbauprozeß des Ostens zwischen einem und Zwei Dritteln (30 bis 70 Prozent) liegen.

Ein vergleichbares *Grundmuster* weisen die auf Umfragedaten bezogenen Analysen zu Dimensionen nationaler Identität und zur Selbstverortung der Ostdeutschen als "Bürger zweiter Klasse" auf.

Bezogen auf das Problem der nationalen Identifikation ist zunächst voranzustellen, daß die entsprechenden Daten für die Bundesrepublik Deutschland – ungeachtet der deutschen Vereinigung - seit Jahrzehnten regelmäßig sowohl unter den gemessenen Werten für die "großen" europäischen Nationen (Frankreich, Großbritannien) als auch unter dem EG-Durchschnitt liegen.

⁸J. Doll/R. Mielke/M. Mentz: Formen und Veränderungen wechselseitiger ost-westdeutscher Stereotypisierungen, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (46. Jg.), 3, S. 501-514.

⁹Max Kaase/Petra Bauer-Kaase a.a.O.. S. 258.

Bei der Frage nach dem *nationalen* Stolz sind in der betreffenden Analyse (P. Schmidt) keine relevanten Unterschiede zwischen den Befragten Westdeutschen und Ostdeutschen festzustellen. Die Erfassung der Items für *patriotischen* Stolz, die auf die demokratischen Institutionen bezogen sind, zeigt jedoch, daß die Werte der Westdeutschen deutlich über denen der ostdeutschen Probanden liegen.

Die Befunde können damit erklärt werden, daß die ostdeutsche Bevölkerung zwar die Übernahme demokratischer Institutionen aus eigener Kraft erstritten hatte, sich den praktischen Prozeß des Institutionentransfers jedoch nicht selbst zurechnet¹⁰. Denn die neuen Institutionen waren quasi im "Blue print"-Verfahren übertragen worden. Als Bestätigung für diese Deutung spricht das geringere Institutionenvertrauen der Ostdeutschen, daß allerdings nicht extrem unter den westdeutschen Werten liegt. Zudem ist bemerkenswert, daß sich die *Struktur* des Vertrauens (Rangfolge der abgefragten Institutionen) bei den 1997 erfolgten Messungen zwischen Ost und West vollständig angeglichen hatte¹¹.

Aufschlußreich ist auch die Gleichheit der Bindungen (zwischen ost- und westdeutscher Bevölkerung) an die *regionale* Strukturdimension der Bundesländer. War die Form der Strukturierung Ostdeutschlands (der früheren DDR) nach Effizienzkriterien zunächst heftig umstritten, so hatte sich doch jene Variante erfolgreich durchgesetzt, die an *frühere* Gliederungen weitgehend (bis 1952) anschloß und geschichtlich tradiert ist. Als hochsignifikant erweisen sich lediglich jene Unterschiede der Identifikation, die sich auf Ostdeutschland (Gebiet der früheren DDR) bzw. auf Westdeutschland beziehen.

Ist diese Dimension bei den Westdeutschen seit 1990 deutlich rückläufig, so zeigen die Befunde, daß sich die Ostdeutschen seit 1993 in stärkerem Maße auf Ostdeutschland beziehen. Auch die Korrelationsperspektive macht deutlich, daß eine hohe Identifikation der früheren Bürger der DDR mit Ostdeutschland einer deutlich geringeren Identifikation als Bürger der Bundesrepublik Deutschland entspricht. Insgesamt erweist sich die "gemessene" Bindung an Gesamtdeutschland in den neuen Bundesländern zwar als niedriger als in den "alten Ländern", zeigt im Zeitverlauf jedoch bereits eine erhebliche Stabilität¹².

Breiten Raum im Rahmen der Diskussion um die "innere Einheit" innerhalb des vereinigten Deutschlands nimmt noch immer die sogenannte *Selbsteinstufung der Ostdeutschen* als "Bürger zweiter Klasse" ein. Die Befunde der Umfrageforschung hatten zunächst eine deutlich sinkende Tendenz nach 1990 ausgemacht: Bekundeten unmittelbar nach der Proklamation der deutschen Einheit am Ende des Jahres 1990 noch 85 Prozent der Ostdeutschen das Gefühl, Bürger zweiter Klasse zu sein, so sank diese Tendenz bis zum Herbst 1995 auf 69 Prozent ab, um danach wieder deutlich anzusteigen: im Mai 1997 hatten die Werte erneut ein Niveau erreicht, das fast an Aussagen

¹⁰Vgl. Peter Schmidt: Nationale Identität, Nationalismus und Patriotismus in einer Panelstudie 1993, 1995 und 1996. in: Heiner Meulemann (Hrsg.): Werte und nationale Identität im vereinten Deutschland, a.a.O., S. 269-281.

¹¹Vgl. Thomas Gensicke: Deutschland am Ausgang der neunziger Jahre. Lebensgefühl und Werte, in: Deutschland Archiv (31) 1/1998, S. 34.

¹²Vgl. Peter Schmidt, a.a.O., S. 280.

des Jahres 1990 heranreichte: 80 Prozent der befragten Ostdeutschen stufen sich als “Bürger zweiter Klasse” ein.

Die Analysen von W. Brunner und D. Walz konnten zeigen, daß die prekäre Selbsteinstufung der Ostdeutschen im Verlaufe des Jahrzehnts offenbar einen *Bedeutungswandel* erfahren hatte¹³. Waren die Ursachen für die Benachteiligung in den ersten Jahren nach der Vereinigung vorrangig dem untergegangenen DDR-Regime zugeschrieben worden, so wurden die anhaltenden Unterschiede in der wirtschaftlichen Situation und in den Lebensverhältnissen zunehmend der Bundesregierung resp. dem “Westen” angelastet. In der Begründung für die Selbsteinstufung nannten die Befragten vorrangig *wirtschaftliche* resp. ökonomische Gründe und Wahrnehmungen, die *deutlich* vor der Erfahrung rangieren, daß die Westdeutschen den ostdeutschen “Brüdern und Schwestern” die soziale Anerkennung versagen.

Auf Grund der Datenlage und des schlüssigen Argumentationsmusters konnten die Autoren in der Debatte um die “innere Einheit” und ostdeutsche Identitäten jene Positionen¹⁴ überzeugend zurückweisen, welche ostdeutsche Selbstverortungen und Distanzierungen vorrangig und beinahe ausschließlich auf den “Liebesentzug” der Westdeutschen, auf versagte soziale Anerkennung gründen. Jedoch liegt der Schlußfolgerung, daß die Angleichung der Lebensverhältnisse Ostdeutschlands “nur eine Frage der Zeit” sei und auch dann eintreten werde, wenn es nicht zu “blühenden Landschaften im Osten kommen sollte” (Brunner/Walz), eine Vorstellungswelt zu Grunde, die jenseits aller praktisch-überprüfaren Realitäten angesiedelt ist. Denn für eine “durchgreifende Veränderung der wirtschaftlichen Ebene” sind derzeit weder politische noch ökonomische Faktoren auszumachen.

Datenbasis und Argumentationsmuster der Umfrageforschung tendieren in ihrer Gesamtheit dazu, das in Rede stehende Problemfeld einzugrenzen, sozusagen auf “kleiner Flamme” zu kochen und in einem möglichst provinziellen Format zu belassen. Auf internationale Vergleiche und diskursive Kontexte wird weitgehend verzichtet¹⁵; methodische Standards und Instrumentarien der neueren regionalen und kulturellen Identitätsforschung werden schon deshalb ausgeblendet, weil sie mit Ansätzen und Datenmaterial der Umfrageforschung nicht kompatibel sind.

Als ein erheblicher Nachteil erweist sich schließlich, daß weder die *systematische* Rekonstruktion der Strukturen der DDR-Gesellschaft noch der Biographiemuster und -konzepte ihrer Bewohner, erst recht nicht komplexer angelegte Identitätsstudien Gegenstand der institutionalisierten und öffentlich geförderten Transformationsforschung in Deutschland nach 1989 gewesen sind¹⁶. Diesbezüglich wächst einer sozialhistorisch

¹³Vgl. Wolfram Brunner/Dieter Walz: Selbstidentifikation der Ostdeutschen 1990-1997, in: Heiner Meulemann (Hrsg.) Werte und nationale Identität im vereinten Deutschland, a.a.O., S. 240 ff.

¹⁴Detlef Pollack: Das Bedürfnis nach sozialer Anerkennung, in: Aus Politik und Zeitgeschehen, B13/97, S. 3-14.

¹⁵Selbst in dem von Robert Hettlage herausgegebenen, sehr informativen und innovativen Band “Kollektive Identität in Krisen” (Opladen 1997), in dem west- und osteuropäische wie nordamerikanische Identitätsprozesse behandelt werden, auch die bayrische Ethnizität zur Sprache kommt, bleiben ostdeutsche Identitäten außen vor.

¹⁶Erst in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre, nach Abschluß der Sonderprogramme der Transformationsforschung, wurden komplexer angelegte universitäre Projekte installiert, die sich mit Problemen kollektiver Identität

und kultursoziologisch orientierten Forschung erst ein Aufgabenfeld zu; handelt es sich doch um eine Problematik, die im Zusammenhang mit Prozessen der Globalisierung und Europäisierung eine ganz neue Relevanz und *politische* Brisanz erfahren hat. Über eine "folkloristische Possierlichkeit" (M. Kuechler) hinaus gewann die Herstellung und Wahrung der sozialen und kulturellen Identität - weltweit - in den letzten zehn, zwanzig Jahren für die Lösung von Problemen des Zusammenlebens ethnisch oder kulturell definierter Gruppen eine neue Bedeutung¹⁷. -

Auf Grund der grob skizzierten Forschungslage scheint ein Zeitpunkt erreicht zu sein, auf *übergreifende konzeptionelle* Ansätze und Erklärungsmodelle zu verweisen, die mittlerweile verfügbar sind und außerhalb der Umfrageforschung zur Interpretation ostdeutscher Identitätsbildungen herangezogen werden. In einem ersten Schritt sollen drei relevante Ansätze vorgestellt und knapp kommentiert werden. Im Anschluß daran konzentriert sich die Argumentation auf konzeptionelle Überlegungen und empirische Belege zur Unterscheidung von inszenierten und gelebten Identitäten in Ostdeutschland.

2. Erklärungsmodelle zum Problemfeld ostdeutscher Identitätsbildungen

a) *Peripherienbildung und Kolonisierung*

Im Anschluß an Richard Münchs Überlegungen zum Prozeß der Nationenbildung (*nation building*) könnte man davon sprechen, daß der politische Modus von staatlicher Vereinigung und Systemtransformation, insbesondere die Übertragung externer Institutionen sowie die Dominanz "fertiger Akteure" (*ready made actors*) einen geschichtlichen Vorgang in Bewegung setzte, der als *Peripherienbildung* begriffen und beschrieben werden kann. Zeitlich gerafft, vielfach gebrochen und überlagert vollzieht sich jener Vorgang, der für nation building im westeuropäischen Raum charakteristisch ist: Mit der inneren Homogenisierung (Wohlfahrtspolitik, Institutionentransfers, die Entstehung eines einheitlichen Wirtschaftsraumes) geht auch die Herstellung neuer Ungleichheiten entlang der früheren *territorialen* Grenze vorstatten.

Mithin ist die Differenzierung von Zentrum und Peripherie ein komplementärer Prozeß zur (nationalen) Identitätsbildung durch Inklusion. Wie Münch beschrieben hat, brechen in der Peripherie je ältere Lebensformen und soziale Netzwerke zusammen, ohne sofort durch neue, *kulturell* legitimierte Lebensformen ersetzt zu werden. Der einheimischen Kultur werden neue materielle Existenzweisen nahegelegt, ohne "daß deren Institutionen der Demokratie, der sozialen Wohlfahrt, der Bildung und Kultur schon

täten in Gegenwart und Geschichte befassen: Ein Sonderforschungsbereich an der Universität Leipzig zu Identitäten in Sachsen, ein Graduiertenkolleg an der Universität Halle.

¹⁷Vgl. Manfred Kuechler: Vereint und doch getrennt?, in: Werte und nationale Identität... a.a.O., S. 292.

richtig Fuß gefaßt hätten, da diese erst in einem langsameren Entwicklungsprozeß heranreifen können"¹⁸.

Peripherienbildungen werden in der Literatur auch als *innere Kolonisierungen* begriffen und beschrieben. Prominente Autoren der sozialwissenschaftlichen Profession beziehen sich *positiv* auf den Modus der inneren Kolonisierung Ostdeutschlands, das, wie Klaus von Beyme ironisch angemerkt hatte, "zum funktionalen Äquivalent der früheren, verlorenen Ostgebiete"¹⁹ geworden sei. -

Der soziologisch relevante *Kerngehalt* besteht darin, daß Kolonisierung für bestimmte Beziehungsstrukturen und -muster zwischen externen (ortsfremden) und internen (einheimischen) Akteuren oder Personen steht. Nach Wolfgang Ludwig Schneider strukturieren *Fremdheitserfahrungen* (im eigenen Land) soziale Beziehungen in dem Maße, wie eine *asymmetrische Figur* entsteht, da die Plätze zwischen den Einheimischen und den Fremden vertauscht wurden und die *lokal eingelebte Ordnung* ihr Geltungsprivileg an die von Fremden importierte Ordnung abgetreten hat²⁰.

Das vorgestellte Erklärungsmodell vermag eine gewisse Rahmung zu bieten und als historische Vergleichsfolie verwendbar sein, spezifische Entstehungs- und Konstruktionsprozesse ostdeutscher Selbstbeschreibungen und -zuordnungen können auf diese Weise nicht erklärt werden.

b) Figurationstheoretische Deutungen: Außenseiter und Etablierte

In Anlehnung an Theorien von Elias und Simmel hat Sighart Neckel die Figuration von *Außenseitern und Etablierten* auf die deutsche Vereinigung und den Transformationsprozeß bezogen²¹. Ausgangspunkt der Überlegungen bildet das Konzept von Elias, demzufolge Figurationen als *Beziehungsgeflechte* zwischen Menschen und sozialen Gruppen vorzustellen sind. Die Mitglieder einer Figuration sind durch viele Abhängigkeiten aneinander gebunden, die Elias als *Interdependenzketten* bezeichnet hat. Für den *Wandel* von Figurationen werden längerfristige Zeiträume veranschlagt, Elias spricht von mindestens drei Generationen. Prominent ist das Modell von "Außenseitern und Etablierten" geworden, das Elias als eine soziale *Grundkonstellation* moderner Wandlungsprozesse ausgezeichnet und am empirischen Material analysiert hatte (alteingesessene und zugewanderte englische Arbeiterfamilien am Ende der fünfziger Jahre d.Jh.): Die Rangüberlegenheit der Einheimischen wurde durch die Selbstzuschreibung *überlegener* Eigenschaften stabilisiert, zugleich wurden die habituellen, sozialkulturellen Merkmale der Neuankömmlinge *stigmatisiert*. Diese Machtkonstellation äußerte sich darin, daß die Etablierten ein "Gruppencharisma" ausbildeten und

¹⁸Richard Münch: Das Projekt Europa. Zwischen Nationalstaat, regionaler Autonomie und Weltgesellschaft, Frankfurt/M. 1993, S. 23

¹⁹Klaus von Beyme: Die Transformation Ostdeutschlands im Vergleich der postkommunistischen Systeme, in: Berliner Journal für Soziologie Heft 3/1996, S. 295-297.

²⁰Wolfgang Ludwig Schneider: Überhebliche Wessis - (n)ostalgische Osis, in: Heinz Sahner (Hrsg.) Gesellschaften im Umbruch, 27. Kongreß der DGS, Halle an der Saale, Kongreßband II, Opladen 1995, S. 544-547.

²¹Vgl. Sighart Neckel: Etablierte und Außenseiter und das vereinigte Deutschland, in: Berliner Journal für Soziologie Heft 2/1997, S. 205-215.

den Außenseitern eine “Gruppenschande zuschrieben, was in dem moralischen Innenleben der Außenseitergruppe als *Problem* auf Dauer gestellt worden war²².

Neckel hat nun Elias’ Modell mit Bezug auf die Konstellation in Deutschland um die Figur des “Dritten” (Simmel) erweitert, der in relativ stabile Außenseiter- Etablierten-Konstellationen *dynamische* Momente hineinbringe. Mit dieser dynamischen Modellierung gewann Neckel eine komplexe Operationsbasis, die es ihm ermöglicht, historische Prozesse mit aktuellen Phasen und Sequenzen der Systemtransformation vor allem in *machttheoretischer* Perspektive zu verbinden und damit flexibel zu hantieren. Als jeweils Dritte der deutsch-deutschen Figuration fungieren die Hauptverbündeten, die USA und die UdSSR. Sodann verwandelte sich die BRD (alt) in einen, wie Neckel schreibt, überlegenen und “lachenden Dritten”, der die paralysierte Machtsituation in der bisherigen DDR zwischen Etablierten und Außenseitern zu einem Mittel für seine Zecke machen konnte.

Mit dem Fortgang des Transformationsprozesses würden innerhalb Ostdeutschlands vielfältige Etablierten/Außenseiter- Figurationen fortbestehen, die in der Zwischenzeit wiederum mehrfach Wandlungen erfahren hätten. Es stellte sich eine neue “klassische” Etablierten-Außenseiter-Konfiguration zwischen den westdeutschen Alteingesessenen und den ostdeutschen Neuankömmlingen ein, die sich verstetigt, da die Westdeutschen das *Gruppencharisma* aktualisieren und die Ostdeutschen mit der *Gruppenschande* belegen.

Neckel räumt schließlich ein, daß der politische Umbruch figurativ an jene gesellschaftlichen Verhältnisse angeschlossen, die er zu überwinden unternahm: Für nicht wenige Ostdeutsche repräsentiere die Geschichte der deutschen Vereinigung deshalb eine *Kontinuitätserfahrung* politischer Abhängigkeit.

Das Modell der Außenseiter-Etablierten-Konfiguration ermöglicht es, zumindest *eine* wichtige Dimension des Phänomens ostdeutscher Identitäten zu erfassen, nämlich auf der Ebene von Abhängigkeitsverhältnissen und den damit verbundenen wechselseitigen Zuschreibungen. Offen bleibt jedoch, wie der “schnelle” und mehrfache Wechsel der Figurationen (innerhalb nur eines Jahrzehnts) mit den Vorstellungen von Elias über längerfristige figurative Stabilitäten und *historische* Wandlungsprozesse zur Dekkung gebracht werden kann. Ferner wird der Vorteil der Komplexität und Attraktivität des Modells zugleich mit einem erheblichen Nachteil erkaufte: Die anhaltende *Dramatik* des Machtgefälles und der Fremdheitsverhältnisse auf der Ost-West-Ebene wird durch die zahlreichen Wechsel der Konstellationen und die gleichsam spielerisch-ironische Einfügung von “Dritten” erheblich relativiert und entschärft.

c) Der konstruktivistische Diskurs

Der konstruktivistische Diskurs stützt sich auf die zeitgenössische Diagnose, daß in Gesellschaften mit hoher Mobilität, starker Außenlenkung oder unter dem Eindruck von Umbruchsituationen, die mit sozialer Desintegration verbunden sind, die Suche nach *identitätsstiftenden Momenten* des kollektiven Lebenshaushalts anwächst. In

²² Vgl. Norbert Elias/John Scotson: Etablierte und Außenseiter, Frankfurt/M., 1990.

Anlehnung an Konzepte der interaktionistischen Soziologie (Mead; Goffman) stellte Robert Hettlage folgende strukturierende Gesichtspunkte besonders heraus:

- a) Kollektive Identitäten sind *Selbstbildnisse*, welche Mitglieder einer Gruppe/eines Gebiets von sich selbst entworfen haben;
- b) sie erweisen sich als *Antwortmuster* auf historisch wechselnde Umstände; auf materielle Bedingungen, Machtbeziehungen und auf die Veränderung von Zeichensystemen und Diskursen in der gesellschaftlichen Kommunikation;
- c) ihr *Baumaterial* sind Normen, Modelle, Symbole sowie für verbindlich gehaltene Werte²³.

Kollektive Identitäten sind nach Hettlage kein soziales Datum im Sinne eines *meß-technisch* erfaßbaren, stabilen sich selbstgleichbleibenden, kategorialen Systems, wie es die positivistische Umfrageforschung nahelegt, sondern ein gesellschaftlicher Definitons- und *Konstruktionsvorgang*. Selbstkonzepte der Mitglieder einer Gruppe werden transparent, indem bestimmte gemeinsame Gruppenmerkmale ausgewählt werden, um sich selbst abzugrenzen und nach außen darzustellen.

Charakteristisch ist der symbolische Rekurs auf Gegenstände, Codes und Zeichen, die Verbindendes stiften, sich auf eine gemeinsame Lebensgeschichte beziehen und ein *exklusives Wissen* der (ostdeutschen) Minderheit erzeugen, das die strukturelle Unterlegenheit in eine virtuelle Überlegenheit verwandelt: die Präferenz für Ostprodukte; das Beharren auf tradierten sprachliche Formen und Fügungen, der körperliche Gestus; der Rekurs auf alte Filme, Stars, literarische und musikalische Titel; der ironisch-spielerische, gleichwohl rituelle Umgang mit den Symbolen und Emblemen der untergegangenen Macht.

Einen eindrucksvollen, die Erfahrungsgeschichte kontrastierenden Beleg liefert die "Wiedergeburt" der ostdeutschen Kaffeemarke RONDO als Renner auf dem Markt. - In der DDR hatten ostdeutsche Kaffeearten, im Unterschied zu anderen Produkten, etwa zur Automarke "Trabant", nie einen guten Ruf. "Echter" Kaffee aus dem Westen galt in der Bevölkerung seit Beginn der Existenz des ostdeutschen Staates als ein herausragendes Symbol für die begehrte Konsumkultur des Westens, die in der DDR nicht zu haben war. Ein Drittel des konsumierten Kaffees in der DDR stammte aus dem Westen. Die Wiedereinführung der ostdeutschen Kaffeemarke Rondo in der Firma "Röstfein" in Magdeburg wurde ein unerwarteter Erfolg. Am Ende des ersten Jahres der Neuproduktion war der Absatz auf 5000 Tonnen und die Belegschaft von anfangs 40 auf 96 Beschäftigte angestiegen. Seit März 1998 ist RONDO die drittstärkste Kaffeemarke auf dem ostdeutschen Kaffeemarkt. Zur Markteinführung des RONDO hatte die Magdeburger Firma begeisterte Zuschriften ostdeutscher Kunden erhalten: "Ich bin in Freudentränen ausgebrochen, der gute alte Rondo" heißt es dort oder "Ja, genauso will es das Ossi-Herz"²⁴.

Thomas Ahbe hatte das in kontroversen Diskursen um ostdeutsche Identitäten entstandene Kunstwort "Ostalgie" aufgegriffen und konstruktiv gewendet, um jene "symboli-

²³Vgl. Robert Hettlage: Identitätsmanagement. Soziale Konstruktionsvorgänge zwischen Rahmung und Brechung, in: Welttrends Nr. 15, Sommer 1997, S. 7-23.

²⁴Vgl. Thomas Ahbe: Ostalgie als Laienpraxis. Einordnung, Bedingungen, Funktion, in: Berliner Debatte INITIAL, Zeitschrift für sozialwissenschaftlichen Diskurs (10) 1999, Heft 3

schen Laienpraxen” zu thematisieren, in denen eine *Identitätsarbeit* stattfindet, die sich auf Produkte und Parolen, Slogans, Zeichen, Symbole und bestimmte Wertperspektiven der DDR in der alltäglichen Kommunikation bezieht. Ostalgie sei “eine kommunikative Praxis, in der mit Erinnerungen umgegangen wird, die Vergangenheit bearbeitet - nicht verleugnet oder beschwiegen wird”. Jener indirekte symbolische Laiendiskurs - *flüchtig* und *bodenständig* zugleich, kaum dokumentiert - nähre sich gerade von der *Lücke* zwischen dem hegemonialen professionellen Diskurs zur DDR einerseits, der den Lebensalltag von Mehrheiten zumeist ausblendet, und den Erfahrungen und Erinnerungen der Ostdeutschen andererseits²⁵. Die von Ahbe sensibel beobachtete und plausibel beschriebene Laienpraxis erinnert an de Certeaus Konzept einer (plebejischen) “Kunst des Handelns”, in der die “ortlosen Praktiken” den Texten immer vorausgehen und eine “zersplitterte, taktisch bastelnde Kreativität” hervorbringen, deren Gewebe aus *gelungenen Streichen, schönen Kunstgriffen, vielfältigen Simulationen und glücklichen Einfällen* besteht, die gegen die Macht herrschender Strategien und Deutungskartelle gerichtet sind und diese fintenreich unterlaufen²⁶.

Als Konstrukteure distinkter ostdeutscher “Abgrenzungsidentitäten” treten jedoch nicht nur ostdeutsche Akteure, Gruppen, Verbraucher und größere Teile der Bevölkerung hervor. Auch die Umfrageforschung selbst und deren populäre mediale Vermittlungen sind maßgeblich beteiligt an der Herstellung ostdeutscher Identitäten. Ein eindrucksvolles Beispiel dafür bieten Genese und fortlaufende Tradierung der Semantik vom “Bürger zweiter Klasse”:

Die von der Umfrageforschung eingeführte Wendung erweist sich als ein Effekt der “Echo-Demoskopie”. Die breite medienwirksame Resonanz ist das Resultat einer “selffulfilling prophecy” und wird selbst als Faktor der *Diskriminierung* wirksam. Denn in einer demokratisch verfaßten Wettbewerbsgesellschaft, in der die Performanz von Akteuren und sozialen Gruppen essentiell mitentscheidet über deren allgemeine Wertschätzung und mithin den Zugang zu knappen Gütern und Ressourcen maßgeblich beeinflußt, können Einstufungen wie jene vom “Bürger zweiter Klasse” folgenreich sein. Sie generieren eine Eigenlogik nämlich auch dann, wenn die rationale Absicht von Akteuren darauf gerichtet ist, die Zweit-Rangigkeit der Ostdeutschen abzuwenden: Wer (vermeintlich) selbst fortdauernd seine Zweitklassigkeit herauskehrt, dem kann und soll wohl geholfen werden, sofern die Nöte rational erkennbar und definierbar sind, ob aber “Erstklassigkeit” möglich ist und eine gleichrangige Statusposition gewährt werden soll, muß dann wohl doch bezweifelt werden ...

Methodisch ist die Frage nach der Zuordnung als “Bürger zweiter Klasse” immer eine Alternativfrage geblieben, welche die Selbstzuschreibung nachgerade suggestiv herausfordern muß:

²⁵Vgl. Thomas Ahbe, a.a.O.

²⁶Vgl. Michel de Certeau: Die Kunst des Handelns, Berlin 1988, S16 u. 24.

Frageformulierung des EMNID Instituts seit 1990: "Was trifft wohl auf die Bürger der neuen Bundesländer zu ? Die einen sagen: Wir fühlen uns durch die Vereinigung als gleichberechtigte Bürger. Die anderen sagen: Wir werden auf längere Zeit 'Bürger zweiter Klasse' bleiben. Welcher Meinung stimmen Sie zu?"²⁷

Zwar sind in entsprechenden Analysen (W. Brunner/D. Walz) die *Beweggründe* für die Selbsteinstufung geprüft worden, jedoch wurden in der umfangreichen Umfrageforschung keine Tests bekannt, in denen die *Wertigkeit* des Topos geprüft wird, indem zum Beispiel eine dritte Antwortalternative (Benachteiligung auf Zeit) eingefügt wird. In Diskursen, die sich auf innerstaatliche, affektiv gespannte, asymmetrische Identitäten beziehen, ist eine medienwirksame, deutungsmächtige Echo-Demoskopie offenbar immer auch "Partei": Sie webt und wirkt nach Kräften mit, erfindet Topoi, die Diskurse auf Jahre vorstrukturieren. -

Vergleichende Analysen ebenso wie aktuelle Diskurse veranlassen zu der Annahme, daß ostdeutsche Selbstbilder und -zuschreibungen als *symbolische Konstruktionen* kultureller Identität vorgestellt werden können²⁸:

- Symbolisch konstruierte Identitäten können gerade deshalb *sozialintegrativ* wirksam werden (klassen- schichtenübergreifend), weil mitgeführte Symbol, die als Zeichen für Verbindendes stehen, mit *unterschiedlichem Sinn* aufgeladen und verschieden ausgelegt werden können - je nach der Interessenlage der jeweiligen Interpretationsgemeinschaft. "Kulturelle Symbole integrieren nicht, weil sie einen allen gemeinsamen Sinn beinhalten, sondern weil man *glaubt*, daß sie es tun"²⁹.

- Demzufolge schließen Konstruktionen kultureller Identität immer auch Erfindungen, kreative Umformungen ebenso ein wie Legenden und Nostalgien, also retrospektive Idealisierungen, die empirischer Überprüfbarkeit nicht standhalten. Wiewohl nach Datenlage von Erhebungen und deskriptiven Feldstudien eine sozial relevante *DDR-Nostalgie* nicht nachweisbar ist, sind auch in Ostdeutschland wie für alle partikularen Selbstbindungen neben Vourteilsstrukturen auch Anhänglichkeiten an frühere Lebensformen und Alltagspraktiken, Symbolfiguren der Kultur und Erlebnisse der Vergangenheit charakteristisch und beobachtbar. Selbst "Nostalgie" ist ein ambivalentes Phänomen. Hatte doch *Jean Baudrillard* unlängst daran erinnert, daß Nostalgie ja immer auch "das Vorgefühl für das bewahrt, was schon einmal geschehen ist und erneut stattfinden könnte". Denn sie sei: "der umgekehrte Spiegel der Utopie, die niemals gestillt wird"³⁰.

Der in den skizzierten Mustern argumentierende konstruktivistische Diskurs ist mit Bezug auf Ostdeutschland in zwei Richtungen *radikalisiert* worden, die hier mit den

²⁷Wolfgang Brunner/Dieter Walz: Selbstidentifikation der Ostdeutschen, a.a.O., S. 230.

²⁸Vgl. Rudolf Woderich: Peripherienbildung und kulturelle Identität, in: Kollmorgen, Reißig, Weiß (Hrsg.) Sozialer Wandel und Akteure in Ostdeutschland, Opladen 1996, S. 81-99.

²⁹Josef Bleicher: Die kulturelle Konstruktion sozialer Identität am Beispiel Schottlands, in: Hans Haferkamp (Hrsg.) Sozialstruktur und Kultur, Frankfurt/M., S. 328-346.

³⁰Jean Baudrillard: Die Illusion des Endes oder der Streik der Ereignisse, Berlin 194, S. 186.

vorläufigen Begriffen der Verfestigung (*Fixierung*) einerseits und der Verflüchtigung (*Fiktionalisierung*) andererseits erfaßt werden sollen.

Für die Tendenz einer verfestigenden Fixierung steht die exponierte Position, ostdeutschen Identitäten auch die Qualität einer *ethnischen Gruppe* zuzuschreiben. Dafür kann exemplarisch auf die Einlassung von Marc Howard verwiesen werden, der unter Berufung auf moderne Ethnizitätskonzepte vor allem drei Kriterien geltend machte:

- Die vorrangige biologische Selbstreproduktion einer Bevölkerungsgruppe;
- die Existenz grundlegender kultureller Werte, die in kulturellen Formen realisiert wird und ein eigenes Kommunikations- und Interaktionsfeld schafft;
- die Mitglieder der Bevölkerungsgruppe definieren sich selbst als Bestandteil einer Kategorie und werden von anderen gleichfalls als solche identifiziert³¹.

Auffallend ist hier - kennzeichnend wiederum für die konstruktivistische Position - daß keine sogenannten "primordialen" Elemente wie etwa eine eigene Sprache; Abstammung oder Rasse herangezogen werden müssen.

Howard stützt sich auf Wahrnehmungen und Beobachtungen verschiedener Autoren sowie auf eine Vielzahl empirischer Belege, denen zufolge die Zirkel intensiver Kommunikation und Kollegialität, Freundschaften und Heiraten noch immer nach Ost und West geteilt seien. Das Bewußtsein der Spaltung scheine nach mehreren Jahren der Vereinigung eher anzuwachsen, noch immer könne von "zwei Gesellschaften die Rede sein", resp. konstituieren die neuen Bundesländer einen "spezifischen Sozial- und Kommunikationsraum", wie Rolf Reißig formulierte³². Auch eine jüngst publizierte, komplex angelegte Medienanalyse, die zwei getrennte Wahrnehmungswelten in Deutschland diagnostiziert hatte, scheint Howards Diagnose zu bestätigen³³.

3. Inszenierte und gelebte Identitäten

Radikalisiert wurde die Diskussion um ostdeutsche Identitäten auch in der entgegengesetzten Richtung, die oben als Tendenz der Verflüchtigung oder "Fiktionalisierung" erfaßt worden war.

Dieses Interpretationsschema läßt sich wie folgt skizzieren: Die den Ostdeutschen widerfahrene Diskriminierung durch die Westdeutschen, die ihnen versagte Anerkennung werde mit einer "Abgrenzungsidentität" beantwortet. Aus diesem Grunde erfahren die Institutionen des bundesrepublikanischen Systems eine Abwertung; die Leistungen der Sozialordnung des DDR-Systems und dessen Institutionen werden aufgewertet. Mithin seien Ost-West-Differenzen ein Instrumentarium, auf dem sich trefflich spielen ließe. Ein apartes soziales *Rollenspiel* finde statt, in dessen Rahmen der Westdeutsche den Gewinner spiele und den Ostdeutschen die Rolle des Verlierers aufdränge. Da nun ostdeutsche Identitäten am *Bild des anderen* konstruiert würden, käme

³¹Marc Howard: Die Ostdeutschen als ethnische Gruppe? Zum Verständnis der neuen Teilung des geeinten Deutschlands, in: Berliner Debatte INITIAL 4/5 1995, S. 119-131.

³²Rolf Reißig: Transformationsforschung: Gewinne, Desiderate und Perspektiven, WZB-paper P 97-001, Berlin 1997, S. 34.

³³Vgl. Otfried Jarren: Getrennte Wahrnehmungswelten, in: Der Tagesspiegel v. 2./3. 10. 1997, S. 45

ihnen auch keine eigenen *Inhalte* zu³⁴. - Was wäre einem derartigen Deutungsmuster entgegenzuhalten?

Tiefer lotende Längsschnittanalysen mehrerer Datensätze hatten nämlich gezeigt, daß die Westdeutschen keineswegs so distinktiv auf die “Brüder und Schwestern” im Osten fixiert sind, wie entsprechende Deutungen nahelegen.

Auch Mitte der neunziger Jahre sind westdeutsche Mehrheiten viel stärker auf westeuropäische, nordamerikanische sowie auf Lebensformen in Entwicklungsländern orientiert als auf ostdeutsche Personen, Probleme und Lebensverhältnisse, wie die Forschungsgruppe um G. Haeger und A. Mummenday zeigen konnte³⁵. Eine “nachträgliche Abstandnahme” der Westdeutschen gegenüber den Landsleuten im Osten (nach der Euphorie des Mauerfalls) hatte Wolfgang Zapf³⁶ diagnostiziert. Allerdings läßt sich auch diese Deutung in zeitgeschichtlicher Perspektive nicht aufrechterhalten. Befunde der Umfrageforschung aus den siebziger und achtziger Jahre scheinen die These von der *nachträglichen* Abstandnahme nachdrücklich zu widerlegen:

- Eine ARD-Umfrage von 1979 hatte ergeben, daß 52 Prozent der Befragten im Alter von 14 bis 29 Jahren die DDR als Ausland betrachten.

- Nach einer Befragung des Allensbacher Instituts für Demoskopie verbanden 1981 mit dem Begriff der “deutsche Nation” 43 Prozent der Probanden die BRD; 32 Prozent die Bundesrepublik *und* die DDR.

- Auf die Frage, “was verbinden Sie mit Deutschland?” im Rahmen eines ZDF-Politbarometers aus dem Jahre 1984 nannten 66 Prozent der bis-29jährigen die BRD; 21 Prozent die BRD *und* die DDR; 4 Prozent dieser Altersgruppe dachten an das Deutsche Reich.

- Ebenfalls im Jahre 1984 wiederholte das Forschungsinstitut EMNID eine Frage, die bereits im Jahre 1974 gestellt worden war: Stellen die Bundesrepublik und DDR eine Nation dar? - Hatten 1974 noch 70 Prozent der Befragten mit Ja geantwortet, so waren es im Jahre 1984 nur noch 42 Prozent. (Für Nein entschieden sich 1974 nur 29 Prozent, zehn Jahre später waren es bereits 53 Prozent)³⁷

Auch in neueren Debatten über Identitäten in Deutschland wird auf die angeführten Befragungsdaten verwiesen und konzediert, daß die Sozialverfassungen der beiden deutschen Staaten so konträr waren, “daß sie auch in der Meinung der Bevölkerungen etwa ab 1970 zwei deutsche Nationen darstellten”³⁸. Ähnlich gelagert ist die These des

³⁴Vgl. Thomas Gensicke: Ostdeutschland 1989-1995 im Wandel. Objektive und subjektive Umbrüche, in: Journal für Sozialforschung 1996, Heft 1 sowie Detlef Pollack: Das Bedürfnis nach sozialer Anerkennung, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 13, S. 3-14.

³⁵Hager G., Mummendey u.a.: Zum Zusammenhang von negativer sozialer Identität und vergleichen zwischen Personen und Gruppen, in: Zeitschrift für Sozialpsychologie 27, S. 259-277.

³⁶Wolfgang Zapf: Die Transformation der ehemaligen DDR und die soziologische Theorie der Modernisierung, in: Berliner Journal für Soziologie 3/1994, S. 295-305.

³⁷Vgl. Barbara Hille, Walter Jaide: Einstellungen Jugendlicher zur nationalen Frage. Im Spiegel sozialwissenschaftlicher Forschung, in: Die Frage nach der deutschen Identität, Bundeszentrale für politische Bildung, Band 221, Bonn 1985, S. 23-44.

³⁸Heiner Meulemann: Werte und nationale Identität im vereinten Deutschland a.a.O., S. 16

Nestors der ostdeutschen Kulturwissenschaft Dietrich Mühlberg, demzufolge die Zweistaatlichkeit "zwei deutsche Kulturen" erzeugt habe³⁹.

Mithin muß auch nach der ambivalenten, eigentlich dreistufigen Bindung der ostdeutschen Bürger, nämlich an "Deutschland", an die BRD und die DDR vor der Vereinigung, also in zeitgeschichtlicher Perspektive, gefragt werden, wenn aktuelle ostdeutsche Identitätsbildungen zur Diskussion stehen. Zwar ist die Datenlage diesbezüglich problematisch und derzeit noch dürftig, dennoch ergeben sich Anhaltspunkte, die belegen, daß gegenwärtig beobachtbare Konstruktionsprozesse nicht im freien Raum schweben, sondern einen spezifischen historischen Hintergrund haben.

In einer (nicht publizierten) Meinungsumfrage aus dem Jahre 1995 äußerten 30 Prozent der befragten Bürger der DDR, daß sie die derzeitigen Grenzen Deutschlands nicht für endgültig halten, 22 Prozent stimmten der Aussage zu, die Grenzen von 1937 sollten wiederhergestellt werden. Anlässlich einer Umfrage im Umfeld der Verfassungsdiskussion 1968 äußerten 60 Prozent der befragten Arbeiter und Angestellten in Betrieben, daß sie ganz Deutschland als ihr Vaterland betrachten. In einer zweiten, kurze Zeit darauf wiederholten Befragung sprachen sich 56 Prozent der Befragten für Deutschland und 40 Prozent für die DDR als ihrem Vaterland aus⁴⁰.

Den Umfragen des Zentralinstituts für Jugendforschung Leipzig kann entnommen werden, daß sich noch 1985 eine knappe Mehrheit der befragten Lehrlinge (Auszubildende), nämlich 51 Prozent, für eine *starke* Identifikation mit der DDR aussprach. Im September 1989 war dieses Votum auf 16 Prozent abgesunken; 58 Prozent identifizierten sich mit "Einschränkungen", 26 Prozent überhaupt nicht⁴¹.

In der Literatur wird von einer "diffusen Unterstützung" (diffuse support) des DDR-Systems seit Beginn der siebziger Jahre gesprochen, das sich auf eine forcierte Sozialstaatspolitik unter dem Regime von Erich Honecker gründete. Die "partielle Loyalität" wurde dem System sukzessiv in dem Maße entzogen, wie der Out-put dieser Politik zu Beginn der achtziger Jahre nachließ⁴²; "alte" Probleme wie etwa die unzureichende Versorgung der Bevölkerung erneut hervortraten und die Reisemöglichkeiten nicht wie erwartet erweitert, sondern begrenzt wurden.

In den "Wendemonaten" des Herbstes 1989/Jahresbeginn 1990, als bereits unzensurierte Erhebungen möglich waren, artikulierte sich die "doppelte nationale Identität"⁴³ der Ostdeutschen (D. Segert) deutlicher: Ende November 1989 fühlten sich 76 Prozent der Befragten als "Deutsche", die gleiche Zahl der Probanden bestimmte sich als "DDR-Bürger (Doppelnennungen waren möglich). Zwar änderte sich das Bild im Februar

³⁹Vgl. Dietrich Mühlberg: Nachrichten über die kulturelle Verfassung der Ostdeutschen, in: Berliner Debatte INITIAL, Heft 2/1999, S. 4/5.

⁴⁰Vgl. Heinz Niemann: Meinungsforschung in der DDR. Die geheimen Berichte des Instituts für Meinungsforschung an das Politbüro der SED, Köln 1993, Dokumente I, IX u. XI.

⁴¹Vgl. Peter Förster/Günter Roski. DDR zwischen Wende und Wahl. Meinungsforscher analysieren den Umbruch, Berlin, S. 39.

⁴²Vgl. Wolfgang Bergem: Einflußmöglichkeiten staatlich motivierter Sozialisation. Eine vergleichende Untersuchung zur politischen Kultur in Deutschland. Inaugural-Dissertation, München 1992.

⁴³Dieter Segert: Politische Kultur der DDR/Ostdeutschlands -ein postkommunistisches Phänomen?, 1995, Manuskript.

1990: 80 Prozent fühlten sich als Deutsche, aber noch 53 Prozent bestimmten sich sowohl als Deutsche wie auch als Bürger der DDR⁴⁴.

Die Erinnerung an derartige Daten, die in den ersten Jahren der Vereinigung der Vergangenheit anheim gefallen schienen, soll andeutungsweise zeigen, daß die 40jährige deutsche Zweistaatlichkeit in unterschiedlichen Systemen ins Blickfeld zu rücken ist, wenn der Frage nach Qualität und Reichweite derzeitiger Distinktionen, wechselseitiger Abgrenzungen im deutschen Identitätsdiskurs nachgegangen wird.

“Gelebte” Identitäten in Ostdeutschland

Im kritischen Bezug auf Tendenzen der “Verflüchtigung” ostdeutscher Identitäten, aber auch im Kontrast zum westeuropäischen Diskurs um neue partikuläre Identitätsbildungen ist wohl eine weitere, wichtige *Unterscheidung* zu beachten: Während sich regionale Identitätsprozesse im westeuropäischen Raum einem vglw. *langsamen* strukturellen und sozialen Wandel verdanken, handelt es sich in Ostdeutschland um einen gleichsam *eruptiven* systemischen Transformationsprozeß, der mit der Vereinigung zweier im Nachkrieg entstandener Staaten (Völkerrechtssubjekte) verbunden ist. Folglich verdient die Ebene der lebensweltlichen, *soziokulturellen Basierung* ostdeutscher Identitätsbildungen im Unterschied zu symbolisch konstruierten, in öffentlichen Räumen und Handlungen sichtbaren und inszenierten Identitätskonstrukten, eine besondere Gewichtung. Erst wenn der zumeist “strukturelle Blick der Sozialwissenschaften”⁴⁵ geöffnet wird und in ethnographischen Fallstudien *gelebte Identitäten*, alltägliche Handlungswelten, empirisch sichtbar gemacht werden, kann gezeigt werden kann, wie der Modus des Umbruchs (Unsicherheiten und Anomien) zu einer Stabilisierung eingelebter Beziehungsmuster geführt hat.

Eigensinnige und oftmals verquere Identitätsbildungen lassen sich besser erschließen, wenn ein Verständnis zu Grunde liegt, demzufolge Individuen und Gruppen auf *radikale systemische Diskontinuitäten* mit lebensweltlichen Kontinuitäten, der Restabilisierung tradierter Lebensmuster antworten, auch dann, wenn diese Umbrüche demokratisch legitimiert sind. Anthony Giddens hatte darauf aufmerksam gemacht, daß “Kontinuität auch während der radikalsten Phasen der Transformation (besteht) - außer dem Grenzfall, daß alle Mitglieder einer Gesellschaft physisch ausgerottet werden”⁴⁶.

In der *Prozeßstruktur* der Systemtransformation korrespondiert das Phänomen ostdeutscher Identitätsbildungen mit dem Übergang zu einer neuen *Phase* des Wandels. Es kann nicht, wie die Umfrageforschung nahelegt, allein aus ansteigende Raten der Erwerbslosigkeit erklärt werden. Nachdem die *Transition*, die Übertragung des neuen

⁴⁴Peter Förster/Günter Roski, a.a.O., S. 94.

⁴⁵Helmut Berking: Politik und Alltag in einem ostdeutschen Dorf, 1995, Manuskript.

⁴⁶Anthony Giddens. Strukturation und sozialer Wandel, in: Hans-Peter Müller/Michael Schmid (Hrsg.) Sozialer Wandel, Frankfurt/M. 1995, S. 173.

Institutionensystems, formal weitgehend abgeschlossen war, setzte ein Abschnitt ein, der in der Literatur als längerfristige *Strukturierungsphase* charakterisiert worden war. Die Phase der Strukturierung ist auf die komplexe Umbildung der gesamten Gesellschaft zu demokratisch-marktwirtschaftlichen Reproduktionsweisen gerichtet und umfaßt das koordinierte Zusammenwirken der neu institutionalisierten gesellschaftlichen Bereiche (Politik, Recht, Wirtschaft).

In dieser Phase treten tradierte soziale Strukturen, Netzwerke, alltägliche Gewohnheiten und Orientierungsmuster erneut hervor. Sie machen sich vielfach konfliktiv und problemhaft geltend, da deren Differenz oder "Kontextdiskrepanz" erst sichtbar und bearbeitbar werden kann, nachdem das neue Institutionensystem übertragen wurde. Die "adaptive Rückkehr kultureller Traditionsbestände" verweist in der Transformationspraxis nicht nur auf die Langwierigkeit des Wandels, sondern darauf, daß Innovationen auch *Rekombinationen* darstellen können und es "kein wirkliches Vergessen, Entsorgen der Vergangenheit gibt" (R. Kollmorgen⁴⁷).

Insbesondere in den soziokulturellen Alltagspraxen und Orientierungen zeigte sich, daß Transformation in ihrem weiteren Verlauf in stärkerem Maße auch als *Vermittlungsprozeß* zwischen Herkunfts- und Ankunftsgesellschaft verstanden werden muß. Die "Entdeckung" ostdeutscher Identitäten in den Medien und in der Umfrageforschung korrespondiert auf der zeitlichen Ebene gerade mit dieser neuen Phase des Wandels, da auch neue Selbstbilder und -zuschreibungen in Ostdeutschland kreativ entworfen und strukturiert wurden.

Am Beispiel von Familienstudien ebenso wie an Milieustudien in industriellen und Arbeitermilieus; an Studien zur beruflichen Mobilität und zum Wandel von Erwerbsmustern u.ä. war im Rahmen der Transformationsforschung zunächst gezeigt worden, welche Anstrengungen und Leistungen aufgebracht werden mußten, um das Alltagsleben zu sichern und in Gang zu halten; wie dabei tradierte Deutungs- und Beziehungsmuster aus der sozialen Erlebnis- und Erfahrungswelt eingesetzt und aktiviert worden sind.

- So geht aus einer komplex angelegten *Familienstudie* im Bundesland Brandenburg hervor, daß die in den achtziger Jahren ausgebildeten Öffnungen und "kreative Anspruchsbestände" vielfach zurückgestellt oder ausgesetzt worden sind⁴⁸. Als nahezu einziges soziales Netz, das den Umbruch überstanden hatte, sind ostdeutsche Familien heute in noch stärkerem Maße als Sozial- und Zweckgemeinschaften zu verstehen, deren *Bestandserhaltung* (weniger Geburten, Eheschließungen und -scheidungen) zunächst im Vordergrund stand. Nach einer kurzen Phase experimenteller Öffnungen waren die Familien alsbald (seit 1993) zu tradierten Gewohnheiten und Gepflogenheiten

⁴⁷Raj Kollmorgen: Schöne Aussichten? Eine Kritik integrativer Transformationstheorien, in: Raj Kollmorgen/Rolf Reißig/Johannes Weiß (Hrsg.): Sozialer Wandel und Akteure in Ostdeutschland, S. 281-331.

⁴⁸Jutta Gysi/Günter Kapelle/Dagmar Mayer: "Wandel in den Lebensweisen von Familien - Veränderungen in den Einstellungen und familialen Verhaltensweisen von Frauen und Männern, Eltern und Jugendlichen". Kurzfassung der Ergebnisse eines DFG-Projekts, 1994, Manuskript im Archiv des Brandenburg-Berliner Instituts für Sozialwissenschaftliche Studien (BISS).

ten zurückgekehrt. Die für die DDR typische Vernetzung von Erwerbsarbeit und Familienleben in ihrer *Wertdimension* blieb nicht nur erhalten, sondern hat sogar noch zugenommen (75 Prozent der Frauen, 78 Prozent der Männer plädieren für Vereinbarkeit). Im Unterschied zu den achtziger Jahre nimmt der Grundwert der Erwerbsarbeit eine Schlüsselrolle ein, demgegenüber verloren die Lebensorientierungen "Freude" und Freizeit, Politik und Kultur erheblich an Gewicht; der Trend zur *Verhäuslichung* scheint sich zu verstetigen. In der Brandenburger Familienstudie heißt es: "Die Familien sind weit davon entfernt, die Parameter einer westlichen 'Freizeitgesellschaft' zu leben. Sie sind auffällig immobil geworden und verbringen einen Großteil ihrer freien Zeit in den eigenen vier Wänden"⁴⁹.

- Auch Untersuchungen in ländlichen oder *Industriearbeitermilieus* belegen, daß tradierte Orientierungsmuster und Identitäten gerade dort stabilisierend wirkten, wo Deindustrialisierungen mit dem Verlust wichtiger Formen von *Gesellschaftlichkeit* verbunden waren. Der "Kampf um die Festung Alltag" war zur wichtigsten Aufgabe geworden. Die paradoxe Figur des Rückzuges auf tradierte Muster als einzig möglicher Form der *Integration* erweist sich besonders in Arbeitermilieus, wie die Studien belegen, als ein "Konglomerat aus eigensinniger Interessenartikulation, egalitärem Gemein Sinn, passiver Stärke und Konformität"⁵⁰.

- Analysen zur beruflichen Mobilität und zum Wandel von biographischen und Erwerbsmustern in Ostdeutschland gelangten übereinstimmend zu dem zunächst überraschenden Befund, daß jenes *Anspruchsniveau* reproduziert worden ist, das bereits in den Handlungsfeldern der Herkunftsgesellschaft erworben worden war⁵¹.

Die Gesamtbilanz wies aus, daß der Systemwechsel nicht zu einer generellen Neugewichtung und Neuverteilung in der Allokation von *Chancen und Potentialen* geführt hatte. Die Krisenhaftigkeit der Transformation sowie Erscheinungen sozialer Desintegration bewirkten, daß viele Menschen auf "alte Wahrnehmungs- und Orientierungsmuster unter veränderten Vorzeichen"⁵² zurückgegriffen haben.

Schließlich verweisen biographisch orientierten Analysen darauf, daß von einer *Koinzidenz* systemischer und biographischer Transformation nicht die Rede sein kann. Ist doch der Wandel individueller Strukturen nicht - wie häufig deterministisch unterstellt wird - "als abhängige Variable äußerer Stimulationen"⁵³ zu begreifen.

Die radikale *systemische Diskontinuität* des ostdeutschen Umbruchs scheint die Kontinuierung individueller biographischer Muster bewirkt zu haben. Eine Wahrnehmungs-

⁴⁹Dies. a.a.O.

⁵⁰Regina Bittner: Rückzug als Integration? Umbrucherfahrungen in einer ehemaligen Industrieregion. Dokumentation zum Seminar der Akademie Stiftung Bauhaus Dessau, Dessau 1997, S. 12-22.

⁵¹Gabriele Andretta/Martin Bethke: Zwischen den Welten: Berufliche Transformationsbiographien in den neuen Bundesländern, in: Gesellschaften im Umbruch. Verhandlungen des 27. Deutschen Soziologentages in Halle an der Saale 1995, Frankfurt/New York, S. 706-721.

⁵²Gert Mutz: Institutionalisierung reflexiver Erwerbsbiographien in West- und Ostdeutschland, in: Erika M. Hoerning/Michael Corsten (Hrsg.): Institution und Biographie. Die Ordnung des Lebens, Pfaffenweiler 1995, S. 131-146.

⁵³Heinz Bude: Zum Problem der Selbsttransformation, in: Hans-Georg Soeffner (Hrsg.): Sozialstruktur und soziale Typik, Frankfurt/New York, S. 84-111.

form ist die auffallende “biographische Schwere”, die ostdeutschen Menschen nachgesagt wird. Auch diesbezüglich gilt, daß Personen ihre Biographien vorrangig nicht deshalb “hartnäckig verteidigen”, weil ihnen die Anerkennung ihrer Lebensleistung versagt wird, sondern schlicht, weil ein anderes als das gelebte Orientierungsmuster in der Regel nicht verfügbar ist. Für fundamentale Umbrüche, in denen die Sinnhaftigkeit individuellen Daseins “dramatisiert” wird, kann dieser Zusammenhang offenbar allgemeine Geltung beanspruchen. So hatte Alois Hahn, bezogen auf die Geschichte der Neuzeit, nachgewiesen, daß Biographie als *Selbstidentifikation* immer dann eine besondere Dringlichkeit gewinnt, wenn “bisher tragende Ordnungen erschüttert sind”⁵⁴.

Zusammenfassung

1. Thesen über eine geschwinde Anpassung ostdeutscher an westdeutsche Lebensstile und -praktiken müssen verworfen werden, da private Lebensformen, also gelebte Identitäten und alltägliche Sozialbeziehungen, sich stärker aus unmittelbaren Lebenserfahrungen und der je eigenen Sozialisationsgeschichte speisen als aus *politischen Systementscheidungen*. Wie der Jugend- und Familiensoziologe Hans Bertram resümierend formuliert hatte, “sind bestimmte Anpassungsleistungen, die in Theorien über die Transformation in bezug auf die Betroffenen artikuliert werden, von den Individuen nicht nachvollzogen worden, denn diese hatten ihre Lebensentwürfe beibehalten”⁵⁵.

2. Die Unterscheidung zwischen gelebten und inszenierten Identitäten ist freilich eine relative; sie wurde als heuristisches Modell eingeführt, um auf fiktionalisierende Einseitigkeiten im deutschen Identitätsdiskurs zu verweisen.

Im Unterschied zur Dimension inszenierter, symbolisch-expressiv vorgetragener Identitätsformen und distinktiver Praktiken beziehen sich *gelebte Identitäten* in Ostdeutschland vorrangig auf das Alltagsleben, auf Tradierungen eingelebter Muster; sie sind sozialgeschichtlich und biographisch fundiert und werden über die Aufschichtung gemeinsamer oder ähnlicher lebensgeschichtlicher Erfahrungen vermittelt. Formen kollektiven Bewußtseins werden vor allem dann und insofern hervorgebracht, wie fraglos gegebene Selbstverständlichkeiten und vorbewußte Gewißheiten durch radikale gesellschaftliche Einschnitte in den Lebensbedingungen, den politischen und wirtschaftlichen Ordnungen problematisch geworden sind und/oder durch Fremdgruppen (von außen) delegitimiert werden.

3. Die Bundesrepublik Deutschland bleibt im Ergebnis der Vereinigung und der weitergehenden Transformationsprozesse in Ostdeutschland künftig auf absehbare Zeit eine *dualistische Gesellschaft*, in der gravierende wirtschaftliche, soziale und politische (z.B. im Parteiensystem) Unterschiede entlang jener territorialen Achse verlaufen,

⁵⁴Alois Hahn: Biographie und Lebenslauf, in: Hans-Georg Brose/Bruno Hildenbrand (Hrsg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende, Opladen, S. 231-259.

die zuvor die vierzigjährige Zweistaatlichkeit Deutschlands in unterschiedlichen Systemen und Blockbindungen markiert hatte⁵⁶. Der Dualismus, der durch die bestehende föderative Struktur nicht aufgehoben wird, bezieht sich auf die ungleiche Verteilung von Einkommen und Vermögen, die soziale Struktur der Bevölkerung, die Infrastruktur, den wirtschaftlichen Output sowie die Leistungsfähigkeit der Industrie (Dependenzökonomie Ostdeutschlands).

Damit sind lediglich Rahmenbedingungen skizziert, welche zwar Vermutungen über die Fortdauer ostdeutscher Identitätsbildungen zulassen; deren künftige *Existenzweisen*, Ausdrucksformen und interne Wandlungsprozesse müssen jedoch als relativ offen angesehen werden.

4. Die Konstruktion ostdeutscher Identität ist nicht mit der Reproduktion alter Formen und Muster der untergegangenen DDR gleichzusetzen. Es handelt sich um *Transformationsgestalten*, die sich aus neuen Lern- und Erfahrungsprozessen ebenso speisen wie aus den Desideraten sozialer Integration⁵⁷: “Die ostdeutsche Identität ist möglich geworden, weil die DDR gescheitert ist”⁵⁸.

Die asymmetrische Struktur von Vereinigung und Transformation, die Fortdauer des innerdeutschen Dualismus auf der West-Ost-Achse könnte jedoch eine Pfadlogik generiert haben, die zu einer ethnizitätsförmigen Identitätsformation der Ostdeutschen führte, die sich auch dann verstetigt, wenn sozialstrukturelle Wandlungen und Differenzierungen fortschreiten und die kulturellen *Gehalte* ostdeutscher Identität weiteren Veränderungen unterliegen.

Ost-West-Distinktionen werden fortbestehen, aber die materialen Gründe und Grundlagen für Mißverständnisse und Differenzen sind nicht auf dem Niveau der Eröffnungssequenzen der Vereinigung festgeschrieben. Diese könnten gegenwärtig darin bestehen, so Laurence Mc Falls, ein kundiger Beobachter deutscher Verhältnisse, daß die Ostdeutschen Erfahrungen mit einer Gesellschaftsordnung sammelten, welche die Westdeutschen in dieser “reinen Form” noch nicht kennen. Mithin beruhe die Unfähigkeit der Westdeutschen die Ostdeutschen zu verstehen nicht mehr darauf, Teile ihres vergangenen Lebens im Staatssozialismus zu würdigen, “sondern auf ihrer Unfähigkeit, die gegenwärtigen Leistungen der Ostdeutschen anzuerkennen, denn die Westdeutschen kennen weder die sozialistische Vergangenheit der Ostdeutschen noch ihre eigene kapitalistische Zukunft”⁵⁹.

⁵⁵Hans Bertram: Familienentwicklung und Haushaltsstrukturen, in: Wendelin Strubelt u.a. (Hrsg.) Städte und Regionen - Räumliche Folgen des Transformationsprozesses, Opladen, S. 183-215.

⁵⁶Vgl. Alessandro Cavalli: Die deutsche Gesellschaft nach der Vereinigung aus der Sicht eines Europäers, in: Gesellschaften im Umbruch a.a.O., 1996, S. 556.

⁵⁷Vgl. Rudolf Woderich: Peripherienbildung und kulturelle Identität, in: Raj Kollmorgen/Rolf Reißig/Johannes Weiß (Hrsg.): Sozialer Wandel und Akteure in Ostdeutschland, a.a.O., S. 96.

⁵⁸Heiner Meulemann: Wertunterschiede zwischen West- und Ostdeutschland - Fakten und Erklärungsmöglichkeiten, in: Ders. (Hrsg.) Werte und nationale Identität in Deutschland, a.a.O., S. 18.

⁵⁹Laurence Mc Falls: Nationale Einheit und kultureller Widerspruch: die deutsche Vereinigung vor dem Hintergrund der drohenden Spaltung Kanadas, Vortrag auf der Tagung: “Vereint entzweit? Vereinigungskrisen im Gesellschaftsvergleich” des Graduiertenkollegs Gesellschaftsvergleich der Freien Universität Berlin und der Humboldt-Universität zu Berlin am 25. und 26. September 1998 in Berlin, in: Berliner Debatte INITIAL, 10 (1999) 4/5, S. 161.